

Wohnquartiere und Kriminalität – Überblick über die Forschung zu den sozialräumlichen Dimensionen urbaner Kriminalität

Dietrich Oberwittler

1. Einleitung

Auch wenn der Cyberspace eine zunehmende Bedeutung für bekannte und neuartige Formen der Kriminalität erlangt, bleiben viele herkömmliche Formen strafbaren Verhaltens – z. B. Sachbeschädigung, Diebstahl, Wohnungseinbruch, Raub, Körperverletzung – doch fest in Raum und Zeit verankert. Erhebliche Teile des Phänomens Kriminalität werden daher auch in Zukunft ihre sozialräumliche Dimension behalten, die die Kriminalitätsforschung von Beginn beschäftigt hat. Seit der Industrialisierung und Urbanisierung im 19. Jahrhundert gelten Großstädte und vor allem großstädtische Armutsquartiere als besonders mit Kriminalität belastete Räume, während zuvor einige Kriminalitätsformen im Gegenteil häufiger in ländlichen Gebieten registriert worden waren (Eisner 1997, Thome 2002). Dass Kriminalität und andere Formen der Unordnung (disorder oder incivilities), die häufig mit Kriminalität in Verbindung gebracht werden, innerhalb der Städte sehr ungleich verteilt sind, hat Konsequenzen für die lebensweltlichen Erfahrungen und Einschätzungen der betroffenen Menschen, entscheidet mit über die Attraktivität und Lebensqualität von Wohngebieten und ist ein Ausgangspunkt für diverse polizeiliche, kommunalpolitische und städtebauliche Strategien.

Die Forschung zu räumlichen Aspekten von Kriminalität hat in den letzten fünfzehn Jahren enorm zugenommen und ist mittlerweile nur noch schwer zu überblicken (Bottoms 2007, 2012, Kubrin 2009, Sampson 2006, Sampson et al. 2002, Taylor 2010, Wikström 2007). Neben der Forschung zu Stadtvierteleffekten auf Jugenddelinquenz, die in diesem Beitrag im Mittelpunkt stehen soll, und die ihren Bezugspunkt immer noch in der klassischen Chicago School der 1930er und 1940er Jahre hat (Shaw und McKay 1969 [1942]), haben sich Studien zu den räumlichen Verteilungsmustern der Tatorte von Kriminalität zu eigenständigen Forschungszweigen entwickelt. Während städtische Räume bzw. Wohngebiete in der erstgenannten Perspektive hauptsächlich als Entwicklungs- und Handlungskontexte für ihre (jugendlichen) Bewohner gesehen werden, geht es in der zweiten Perspektive um städtische Räume als Kontexte für Ereignisse (Wikström und Sampson 2003). Auch in dieser Perspektive spielt der Zusammenhang zwischen sozialräumlichen Benachteiligungen und Kriminalität eine wichtige, aber nicht mehr die einzig entscheidende Rolle. Kriminalitätsereignisse können sich zwischen den lokalen Bewohnern abspielen (als Täter, Opfer oder sonstige Anwesende), müssen es jedoch nicht. Denn städtische Räume sind eine „Bühne“ für soziale Interaktionen zwischen Menschen unterschiedlicher Herkunft und Rollen: An-

wohner, Besucher, Arbeitende, Einkaufende, usw. Dies gilt besonders für zentrumsnahe Räume, die teils sehr hohe Kriminalitätsbelastungen und „hot spots“ aufweisen (Braga 2005, Sherman et al. 1989). Ein eigenes Forschungsfeld (crime pattern theory) untersucht die räumliche Verteilung krimineller Ereignisse als Ergebnis von Mobilitätsmustern von Tätern und Opfern (Brantingham und Brantingham 2008). Ein benachbartes Forschungsfeld analysiert Tatortverteilungen vorrangig unter den Prämissen der Rational Choice-Theorie und geographischer Muster günstiger Tatgelegenheiten, auch um daraus situative Präventionsmaßnahmen abzuleiten (z. B. Bernasco 2010, Bowers und Johnson 2005, Clarke 2009, Cornish und Clarke 1986). Zu den Faktoren, die Tatgelegenheiten beeinflussen, gehört jedoch auch die von der Chicago School ins Zentrum gerückte informelle Sozialkontrolle und der soziale Zusammenhalt der Bewohner – Gegenstand eines weiteren Untersuchungsfeldes –, so dass es durchaus Überlappungen zwischen diesen Perspektiven gibt. Einen recht umfassenden theoretischen Rahmen für diese unterschiedlichen Perspektiven auf räumliche Kriminalitätsverteilungen bietet das sogenannte „systemic model of crime“ (Bursik 1999, Bursik und Grasmick 1993, Warner und Rountree 1997), das unter anderem auf Überlegungen der Stadtsoziologen Kasarda und Janowitz (1974) zum sozialen Zusammenhalt von Großstadtbewohnern zurückgeht.

Allen genannten Forschungsperspektiven ist gemein, dass sie städtischen Räumen eine eigenständige kausale Bedeutung – unabhängig von der Rolle der Individuen, die sich in ihnen aufhalten – für die Genese von Kriminalität zugestehen. Es wird angenommen, dass die geographischen Raumeinheiten kollektive Merkmale haben, die sich entweder aus der sozialen Zusammensetzung und den wechselseitigen Beziehungen der Menschen, die sich in ihnen aufhalten, entwickeln, oder sich aus physischen und städtebaulichen Eigenschaften, der geographischen Lage, der Verkehrswege usw. ergeben. Die Vorstellung der „Emergenz“ kollektiver Eigenschaften aus einer Menge individueller Handlungen ist ein Kernbestandteil des Makro-Mikro-Makro-Modells nach Coleman und Boudon und entspricht dem „Mechanismus [oder der Logik] der Aggregation“ (Hedström und Swedberg 1998, vgl. Boudon 1998, Esser 1996, Friedrichs 1988, Greve et al. 2008). Wenn diese kollektiven Eigenschaften der Makro-Ebene wiederum Einfluss auf das individuelle Verhalten von Menschen, die sich in diesen Kontexten aufhalten, haben, dann entspricht dies im Makro-Mikro-Makro-Modell dem „Mechanismus [oder der Logik] der Situation“. Da Kriminalität aus der Perspektive geographischer Einheiten stets aus der Summe vieler einzelner Handlungen besteht, stellen Makro-Mikro-Makro-Verbindungen notwendige Elemente in sozialräumlichen Kriminalitätstheorien dar.

2. Das „systemische Modell“ der Kriminalität – wechselseitige Beziehungen zwischen struktureller Benachteiligung, sozialem Kapital und Kriminalität auf der Ebene von Stadtvierteln

2.1. Die Rolle von sozialem Kapital und kollektiver Wirksamkeit bei der Kontrolle von Kriminalität

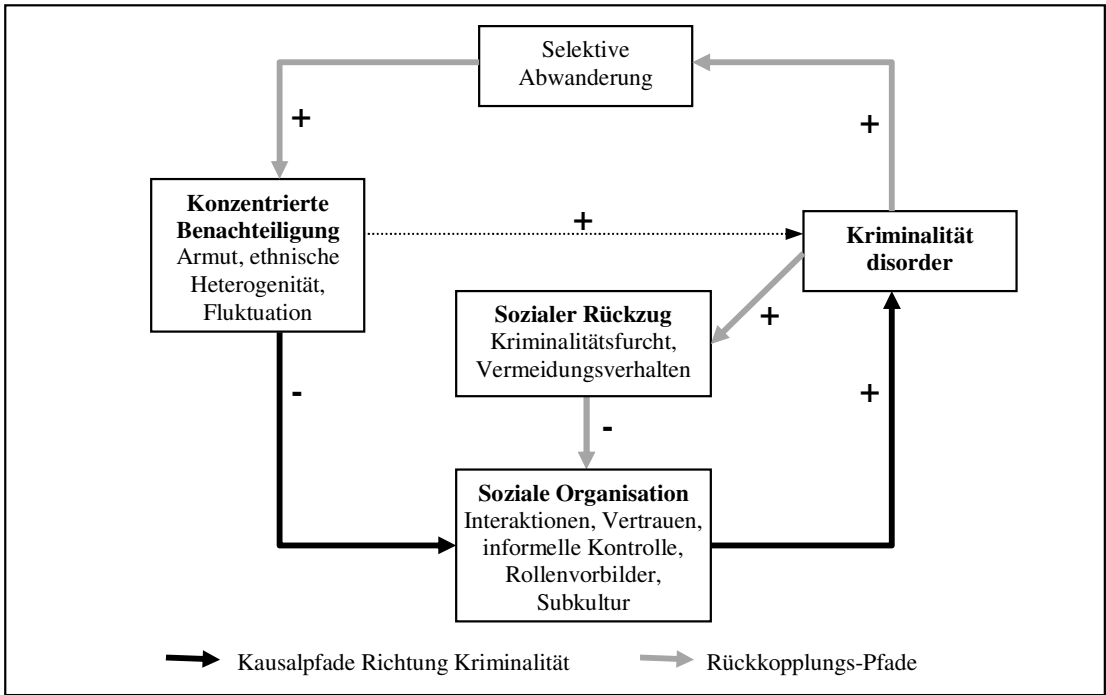
Im „systemischen Modell“ wird der kollektiven sozialen Organisation eines Wohnquartiers – vor allem der Fähigkeit, für die Einhaltung von Verhaltensnormen zu sorgen – eine kausale Bedeutung für das Ausmaß der lokalen Kriminalität zugeschrieben, aber auch umgekehrt nach den Rückwirkungen von Kriminalität und Unordnung auf diese soziale Organisation gefragt. Soziale Bindungen und Vertrauen gelten als Voraussetzungen für die Bereitschaft der Bewohner, sich für das gemeinsame Wohl einzusetzen, und die Summe dieser individuellen Handlungsdispositionen bildet ein kollektives soziales Kapital, von dem alle profitieren können – in der Sprache der Ökonomie eine „positive Externalität“ (Coleman 1988: 116, Granovetter 1973: 1373, vgl. Friedrichs und Oberwittler 2007).

Eine grundlegende Annahme des Modells ist, dass die soziale Organisation von Wohnquartieren sehr stark von strukturellen Merkmalen beeinflusst wird und damit einen Mechanismus bildet, welcher den empirisch immer wieder bestätigten Zusammenhang zwischen struktureller Benachteiligung und Kriminalität erklären kann (Pratt und Cullen 2005). Konzentrierte Armut und andere strukturelle Benachteiligungen verursachen nach dieser Vorstellung Kriminalität nicht direkt, sondern vermittelt über eine unzureichende kollektive Organisation der Bewohner („indirect effect hypothesis“, Bursik und Grasmick 1993). Dies wird in der schematischen Darstellung des „systemischen Modells“ (Abbildung 1) dadurch angezeigt, dass der hauptsächliche Wirkungspfad von „konzentrierter Benachteiligung“ zunächst zur „sozialen Organisation“ und von dort weiter zu „Kriminalität“ geht. Tatsächlich zeigt sich jedoch in vielen empirischen Studien, dass trotz Berücksichtigung der sozialen Organisation ein direkter Einfluss struktureller Benachteiligung auf Kriminalität bestehen bleibt (z. B. Sampson et al. 1997).

Bis hierher entspricht diese Argumentation der bis heute einflussreichen Theorie der sozialen Desorganisation von Shaw und McKay (1969 [1942]). Diese stellten statistische Zusammenhänge der Jugendkriminalitätsraten in den Chicagoer Stadtvierteln mit drei Merkmalen sozialräumlicher Benachteiligung fest (Armut, ethnische Heterogenität und residentielle Instabilität) und erklärten dies unter anderem mit der Schwierigkeit der Bewohner, sich zum kooperativen Handeln zusammenzufinden (Shaw und McKay 1969 [1942]: 184). Allerdings dauerte es bis in die 1990er Jahre, bis die Existenz dieser vermittelnden sozialen Prozesse mit Hilfe von Befragungsdaten empirisch bestätigt wurde. Bellair (1997) konnte in einer Aggregatanalyse von Struktur- und Befragungsdaten in 60 Wohngebieten zeigen, dass der Einfluss struktureller Probleme auf Kriminalität in der Tat teilweise durch soziale Bindungen im Wohngebiet vermittelt wird. Diese und andere Studien zeigten jedoch auch, dass sehr enge Bindungen und intensive Interaktionen zwischen den Bewoh-

nern weniger nützlich für die Kontrolle von Kriminalität sind als schwache Bindungen (Hipp und Perrin 2006, vgl. Granovetter 1973), ja dass dichte Netzwerke und Interaktionen sogar kriminalitätsfördernd wirken können, wenn sie an deviante Subkulturen gekoppelt sind (Bellair und Browning 2010, Browning et al. 2004, Warner und Rountree 1997).

Abbildung 1: Das „systemische Modell“



Im Konzept der „kollektiven Wirksamkeit“ (collective efficacy), der von Sampson (2004, 2006, 2012) weiterentwickelten Version der Theorie der sozialen Desorganisation, wird daher weniger Wert auf soziale Netzwerke und Interaktionen als auf generalisiertes Vertrauen und Verhaltenserwartungen im kollektiven Interesse gelegt. Die Kernidee der kollektiven Wirksamkeit ist, dass sich Bewohner dann erfolgreich für das gemeinsame Wohl der Nachbarschaft einsetzen – konkret indem sie bei Fehlverhalten von Kindern und Jugendlichen einschreiten –, wenn eine Basis gegenseitigen Vertrauens und geteilter Normen vorhanden ist. Dafür ist es nach Sampson (2006: 40) in der modernen, urbanisierten Lebenswelt nicht erforderlich „that my neighbor or local police officer be my friend“. Ebenso trugen die Erkenntnisse neuerer ethnographischer Studien (Carr 2003) dazu bei, dass im Konzept der kollektiven Wirksamkeit auch das Einschalten der Polizei unter den Begriff der informellen Sozialkontrolle subsumiert wird, solange die Initiative dazu von den Bewohnern ausgeht und es sich nicht um eine pro-aktive Polizeistrategie handelt (Sampson 2006: 13). Entspre-

chend lautet die Frage im Erhebungsinstrument zur Messung der kollektiven Wirksamkeit schlicht, ob die Nachbarn „etwas tun würden“, wenn Jugendliche z. B. Graffiti sprühen (Sampson et al. 1997, vgl. Friedrichs und Oberwittler 2007 bzw. Lüdemann 2006b für die deutsche Version der Skala).

Das Konzept der kollektiven Wirksamkeit wurde erstmals 1995 in der Bewohnerbefragung im Rahmen des „Project on Human Development in Chicago Neighborhoods“ empirisch überprüft. Dabei wurden 8.782 Bewohner in 343 „neighborhood clusters“, zusammengefasste Volkszählungsbezirke (census tracts) mit durchschnittlich ca. 8.000 Einwohnern in der Stadt Chicago befragt. Das zentrale Ergebnis war, dass die kollektive Wirksamkeit wie angenommen einen wesentlichen Teil des Effekts der struktureller Benachteiligung auf die Häufigkeit von Gewaltdelikten in den Wohnquartieren vermittelte, wobei jedoch noch ein direkter Wirkungspfad der konzentrierten Armut erhalten blieb. Die sozialräumliche Verteilung der Gewaltkriminalität in Chicago konnte durch die Berücksichtigung der kollektiven Wirksamkeit signifikant besser aufgeklärt werden als durch die strukturellen Merkmale alleine. Inzwischen haben weitere Studien das Konzept der kollektiven Wirksamkeit angewendet und die Chicagoer Ergebnisse bestätigt, so z. B. in Schweden (Sampson und Wikström 2008), den Niederlanden (Nieuwebeerta et al. 2008), Großbritannien (Wikström et al. 2012) und Australien (Mazerolle et al. 2010). In einer deutschen Studie hatte die kollektive Wirksamkeit dagegen keinen signifikanten Effekt auf Gewaltkriminalität über den Einfluss struktureller Benachteiligungen hinaus (Friedrichs und Oberwittler 2007).

In allen empirischen Studien zeigte sich, dass die Unterschiede zwischen Wohnquartieren im Ausmaß der kollektiven Wirksamkeit zu zwei Dritteln oder mehr durch die Konzentration struktureller Benachteiligungen, vor allem gemessen durch Armut, aber auch durch residentielle Instabilität erklärt werden konnten. Einige europäische Studien bestätigten darüber hinaus die umstrittene These Putnams (2007), dass ethnische Heterogenität mit einem Vertrauensverlust der Bewohner einhergeht (Andrews 2009, Laurence 2011, Oberwittler und Wikström 2011, Portes und Vickstrom 2011, Wikström et al. 2012: 182), der unter anderem vermutlich auf seltenere Kontakte zwischen Bewohnern unterschiedlicher ethnischer Herkunft zurückzuführen ist (Stolle et al. 2008). Denn auch wenn soziale Interaktionen und freundschaftliche Bindungen zwischen Bewohnern kein Bestandteil des Konzepts der kollektiven Wirksamkeit sind, so tragen sie doch indirekt durch die Förderung der allgemeinen Zufriedenheit mit dem Wohnquartier und des Vertrauens in die Nachbarn zur Stärkung des kollektiven Sozialkapitals bei (Burchfield 2009, Friedrichs und Oberwittler 2007, Gibson et al. 2002, Silver und Miller 2004).

2.2. Rückwirkungen von Kriminalität und Unordnung auf Sozialkapital und Sozialstruktur

Ein sehr wichtiger Teil des systemischen Modells befasst sich mit den Rückwirkungen oder feed back-Prozessen von Kriminalität und verschiedenen Formen der Unordnung im öffentlichen Raum, die meist unter den Begriffen incivilities oder disorder zusammengefasst werden, auf verschiedene Aspekte der sozialen Organisation von Wohngebieten. Der Grundge-

danke ist, dass persönliche Erfahrungen und Beobachtungen von abweichendem Verhalten (oder auch Berichte darüber) Kriminalitätsfurcht fördern, Vertrauen zerstören, zu sozialem Rückzug führen und die Bereitschaft zum Handeln im gemeinsamen Interesse reduzieren könnten. Diese Rückwirkungen sind in Abbildung 1 als graue Pfeile von „Kriminalität/disorder“ zu „sozialer Rückzug“ und von dort zu „soziale Organisation“ dargestellt. Schon um kausale Wirkungen des Sozialkapitals auf Kriminalität abzusichern und dabei das Endogenitätsproblem auszuschalten, welches zu einer Überschätzung von statistischen Zusammenhängen führen kann (Sobel 1995), sollten diese Feedback-Prozesse in empirischen Modellen berücksichtigt werden. Aus diesem Grund haben Sampson et al. (1997) zeitlich vorhergehende Kriminalitätsdaten als Kontrollvariable in ihr Modell aufgenommen und gezeigt, dass Gewalt im Zeitverlauf zu einer Reduzierung der kollektiven Wirksamkeit führte. Über ähnliche Rückwirkungen berichtete Bellair (2000): Gewaltkriminalität führte zu einem Rückgang der informellen Sozialkontrolle, hingegen hatte Einbruchsdiebstahl einen gegenteiligen Effekt. Auch Lüdemann (2006b) fand einen positiven Effekt von indirekten Viktimisierungen (und von wahrgenommener Unordnung, s.u.) auf die praktizierte Sozialkontrolle der Bewohner.

Es waren vor allem zwei Studien bzw. Erklärungsansätze, die die Beziehung zwischen urbaner Unordnung und Unsicherheitswahrnehmungen in Hinblick auf die soziale Entwicklung von Wohnquartieren in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit gerückt und eine Flut von weiteren Studien und Veröffentlichungen ausgelöst haben: Wesley Skogan argumentierte in seinem Buch „Disorder and Decline“ (1990, vgl. Skogan 2008), dass benachteiligte Wohnquartiere der amerikanischen Großstädte durch Kriminalität und Unordnung in eine Abwärtsspirale des Verfalls hineingezogen werden; und Wilson und Kelling postulierten in ihrem berühmt gewordenen Aufsatz „Broken Windows“ (1982) einen Mechanismus, demzufolge alltägliche Phänomene physischer Unordnung wie Müll und zerbrochene Fensterscheiben als sichtbarer Ausdruck einer mangelnden Sozialkontrolle im öffentlichen Raum potenzielle Täter zur Kriminalität animieren und die Bewohner weiter verunsichern. Diese Hypothesen wurden in einer Vielzahl von Studien empirischen Tests unterzogen. In einer aufwändigen Längsschnittstudie mit Daten des British Crime Surveys fanden Markowitz et al. (2001) Hinweise auf einen solchen negativen Feedback-Kreislauf zwischen Unordnung, Angst und Vertrauen: „Cohesion decreases disorder, which increases fear, which decreases cohesion“ (Markowitz et al. 2001: 310). Weitere Studien haben die Annahme negativer Rückwirkungen von Kriminalität und Unordnung bestätigt (Brunton-Smith 2011, Brunton-Smith und Sturgis 2011, Gault und Silver 2008, Garcia et al. 2007, Pauwels et al. 2010, Ross und Jang 1999, Steenbeck und Hipp 2011, Taylor et al. 2011). Es ist jedoch umstritten, ob Unordnung einen von Kriminalität abgrenzbaren Platz und eine eigenständige kausale Rolle im systemischen Modell haben sollte (Gau und Pratt 2008, Raudenbush und Sampson 1999b, Sampson 2009, Xu et al. 2005). Eine der methodisch anspruchsvollsten Längsschnittstudien, die unter der Leitung von Ralph Taylor in Baltimore durchgeführt wurde, ist in den Schlussfolgerungen vorsichtiger. Diese Studie fand keinen signifikanten Effekt von Unordnung auf eine spätere Zunahme von Kriminalitätsfurcht oder auf eine abnehmende

Zufriedenheit mit dem Wohnquartier (Robinson et al. 2003), obwohl der Zusammenhang zwischen Unordnung und Kriminalitätsfurcht im Querschnitt sehr eng war, wie auch in vielen anderen Studien (Hirtenlehner 2008, Lüdemann 2006a, Oberwittler 2008, Wyant 2008). Taylor und seine Kollegen argumentieren, dass diese starke Korrelation zwischen der Wahrnehmung von Unordnung und Kriminalitätsfurcht Ausdruck einer Überschneidung der Bedeutungsinhalte der Fragen ist und deswegen erheblich überschätzt wird: Befragte, die sehr ängstlich sind, nehmen auch mehr Unordnung wahr (Covington und Taylor 1991, Perkins und Taylor 1996, Taylor 2001: 228). Sowohl Kriminalitätsfurcht als auch Wahrnehmungen von Unordnung sind schwer fassbare Konzepte, die stark von subjektiv unterschiedlichen Empfindsamkeiten beeinflusst werden und zudem diffuse, allgemeinere gesellschaftliche Sorgen ausdrücken (Covington und Taylor 1991, Farrall et al. 2009, Hirtenlehner 2006, Hummelsheim et al. 2011, Innes 2004, Jackson 2004).

Aus diesem Grunde wurden in einigen Studien eigene systematische Beobachtungen physischer und sozialer Zeichen der Unordnung durchgeführt, zusätzlich oder an Stelle der Bewohnerbefragungen. Im Project of Human Development in Chicago Neighborhoods lagen die Korrelationen zwischen befragungsbasierten subjektiven Wahrnehmungen und beobachtungsbasierten Messungen der physischen und sozialen Disorder-Phänomene zwischen $r=.65$ und $.70$ (Sampson und Raudenbush 1999: 31). Anhand derselben Daten demonstrierten Sampson und Raudenbush (2004), dass die subjektiven Wahrnehmungen von Unordnung von der sozialen und ethnischen Zusammensetzung der Wohnquartiere mitbestimmt wird: Relativ zu den systematischen Beobachtungen nehmen Bewohner von sozial benachteiligten und ethnisch segregierten Wohnquartieren mehr Unordnung wahr, und zwar unabhängig von ihrem eigenen sozialen und ethischen Status. Eifler et al. (2009) zeigten mit den Daten deutscher Opferbefragungen (die allerdings keine Kontextdaten der Wohnquartiere enthielten), dass eine erhöhte Sensibilität für Unordnung mit eigenen oder von Bekannten berichteten Viktimisierungen erklärbar ist.

Das Schema des systemischen Modells (Abbildung 1) enthält einen zweiten und größeren Rückkopplungs-Zyklus, nämlich den der Verschärfung konzentrierter Benachteiligungen durch selektive Abwanderung aus den von Kriminalität und Unordnung betroffenen Wohnquartieren. Ziehen diejenigen, die es sich leisten können, aus den problematischen Quartieren weg, so verändert sich die sozialstrukturelle Zusammensetzung weiter zum Schlechteren. Für diesen Prozess gibt es einige empirische Belege wiederum aus den USA, wo die Problemlage zweifelsohne weitaus schärfer ist als in europäischen Großstädten (Cullen und Levitt 1999, South und Messner 2000, vgl. Massey 1996). Morenoff und Sampson (1997) zeigten, dass die ethnische Segregation in Chicago zwischen 1970 und 1990 unter anderem wegen der räumlichen Verteilung der Tötungsdelikte zugenommen hat: Stadtviertel mit einer hohen Mordrate verloren insgesamt an Einwohnern, jedoch ging nur die weiße Bevölkerung stark zurück, während die absolute Anzahl schwarzer Einwohner sogar anstieg. Möglicherweise werden diese negativen Effekte von Kriminalität auf die demographische Entwicklung von Stadtvierteln noch unterschätzt, da es Hinweise darauf gibt, dass in den besonders benachteiligten Wohnquartieren weniger Straftaten angezeigt und polizeilich

registriert werden, so dass die offiziellen Kriminalitätsraten zu einer Unterschätzung der Problemlagen führen (Goudriaan et al. 2006, Kirk und Matsuda 2011). Es gibt demgegenüber keine empirischen Bestätigungen der aus dem Labeling Approach abgeleiteten Annahme, dass eine negative soziale Entwicklung von Wohnquartieren lediglich durch eine kollektive Stigmatisierung aufgrund selektiven Polizeihandelns ausgelöst werde (vgl. Belina und Wehrheim 2011).

Kriminalität und Unordnung im öffentlichen Raum sind allerdings nicht die einzigen Faktoren, die über die Attraktivität von Wohnquartieren entscheiden und für die Wohnsitzwahl relevant sind; die ethnische Zusammensetzung der Bewohner und die wahrgenommene Qualität der lokalen Schulen sind weitere, miteinander verbundene Faktoren (Baur und Häußermann 2009, Farwick 2012, Häußermann 2008). Schließlich sollte auch nicht übersehen werden, dass es trotz empirischer Bestätigungen des „Teufelskreises“ aus sozialen Benachteiligungen, mangelndem Sozialkapital und Kriminalität auch Beispiele für entgegengesetzte Prozesse gibt, wie z. B. die Gentrifizierung. Dieser Prozess betrifft vor allem innenstadtnahe Wohnquartiere, die aufgrund ihrer Lage, ihrer Bausubstanz und eines allgemeinen Nachfragetrends nach zentrumsnaher Wohnlagen wieder für sozial bessergestellte Schichten attraktiv sind und durch deren Zuzug „aufgewertet“ werden – mit nicht unproblematischen Auswirkungen hinsichtlich der Mietpreisentwicklung und Verdrängung sozial schwacher Bewohner (Holm 2010, 2012). Die Gentrifizierung demonstriert, dass es gegenläufige sozialräumliche Wandlungsprozesse gibt, die offensichtlich wesentlich stärker sind als die zuvor beschriebene Abwärtsdynamik. Dabei darf der makro-gesellschaftliche Kontext nicht übersehen werden, zu dem die ökonomische Entwicklung ebenso dazu gehört wie auch ein seit Mitte der 1990er Jahre stark fallender Trend bei vielen Formen der Kriminalität wie Wohnungseinbruch und KfZ-Diebstahl (Oberwittler 2012). Über die Mechanismen der Gentrifizierung in Hinblick auf die lokale Kriminalitätsentwicklung, z. B. ob ein Rückgang der Kriminalität Voraussetzung oder Folge der Gentrifizierung ist, ist recht wenig bekannt (Kirk und Laub 2010).

3. Sozialräumliche Kontexteffekte auf Jugenddelinquenz

3.1. Theoretische Erklärungsansätze

Führt die Konzentration sozialer Benachteiligungen in Wohnquartieren zu einer Verstärkung von problematischen Verhaltensweisen und Entwicklungstendenzen von Kindern und Jugendlichen (im Folgenden vereinfacht „Jugendliche“), die in diesen Quartieren wohnen? Dies ist ganz kurz gefasst die Kernfrage, die hinter der Hypothese sozialräumlicher Kontexteffekte auf Jugendliche steht. Ging es im vorhergehenden Abschnitt zum „systemischen Modell“ um die Wirkungen der kollektiven sozialen Organisation auf die aggregierte Summe von Kriminalitätsereignissen in Wohnquartieren (hinter denen letztlich auch einzelne Ereignisse stehen), so liegt der Fokus – wie bei der klassischen Chicago School der 1930er

Jahre – im Folgenden auf den Wirkungen auf das individuelle abweichende Verhalten und die Entwicklung von Jugendlichen.

Auswirkungen sozialräumlicher Konzentrationen von Benachteiligungen – in erster Linie sind damit materielle und Bildungsarmut sowie Migrationsstatus gemeint – werden nicht nur in Hinblick auf Delinquenz und Kriminalität, sondern auf eine Vielzahl von Verhaltensbereichen diskutiert (vgl. allgemein Sampson et al. 2002): Bildungserfolg (Schulleistungen, Schulabbruch; z. B. Ditton 2009, Harding et al. 2011), Gesundheit (psychisches Wohlbefinden, Ernährungsverhalten/Gewicht; z. B. Diez Roux und Mair 2010, Reijneveld et al. 2005), Sexualverhalten (z. B. Browning et al. 2008, Harding 2007, Lupton und Kneale 2012) und Substanzkonsum (z. B. Fauth et al. 2007, Maimon und Browning 2012). Viele dieser Verhaltensbereiche weisen Querverbindungen und Wechselwirkungen auf und werden daher häufig als Aspekte eines übergeordneten „Risiko-“ oder „Problemverhaltens“ von Jugendlichen aufgefasst und in einigen Studien auch gemeinsam untersucht (Harding 2010). Insbesondere unterscheiden sich die theoretischen Erklärungsansätze in Hinblick auf sozialräumliche Kontexteffekte zwischen diesen Bereichen nur wenig.

Für die Erklärung von Kontexteffekten auf abweichendes Verhalten von Jugendlichen ist die Theorie der sozialen Desorganisation von Shaw und McKay (1969 [1942]) bis heute der zentrale Ausgangspunkt geblieben. Dies liegt auch daran, dass Shaw und McKay mehrere Wirkungsmechanismen der sozialräumlichen Strukturbedingungen auf Kinder und Jugendliche postuliert haben: Einerseits den Effekt der informellen Sozialkontrolle der (erwachsenen) Bewohner über Jugendliche, der im „systemischen Modell“ und im Ansatz der kollektiven Wirksamkeit die entscheidende Rolle spielt (s.o.), andererseits aber auch den Effekt der Kontakte zwischen delinquenten Jugendlichen, den sie sich als einen Prozess der „cultural transmission“ devianter Normen und Verhaltensmuster von einer Generation von Jugendlichen auf die jeweils nachwachsende Generation vorstellten (Shaw und McKay 1969 [1942]: 168). Dieser Zweig der Desorganisationstheorie, der an die klassische Lerntheorie (Sutherland und Cressey 1960) anknüpfte und später in den Subkulturtheorien seine Fortsetzung fand (Cohen 1955, Miller 1958), wurde jedoch später unter dem Einfluss von Travis Hirschi (1969, vgl. Kornhauser 1978) über Jahrzehnte hinweg unterbewertet und ist erst seit einigen Jahren wieder stärker in den Vordergrund gerückt (Akers und Jensen 2006, Harding 2008, 2009b, Haynie und Osgood 2005, Warr 2002, vgl. Kubrin 2009). Der Mechanismus der sozialräumlichen Verstärkung von Jugenddelinquenz durch Gleichaltrige ist mit Krankheitsepidemien verglichen worden: Wenn subkulturelle Einstellungen in einem sozial segregierten Wohnquartier durch die Konzentration benachteiligter Familien Fuß fassen, könnte der Kontakt zwischen den Jugendlichen deviante Normen verbreiten und verstärken (Crane 1991). Die Anwesenheit vieler Jugendlicher mit delinquenten Neigungen stellt auch einen situativen Faktor für Delinquenz dar, denn Jugendliche begehen Delikte ganz überwiegend in Gemeinschaft mit anderen (Wikström et al. 2012: 329). Jugendgangs als eine mehr oder weniger organisierte Form von Jugenddelinquenz haben meist einen starken territorialen Bezug und bewirken bei ihren Mitgliedern eine deutliche Intensivierung ihrer Delinquenz (Klein und Maxson 2006, Klein et al. 2006, Pitt 2008, Thornberry et al. 2003).

Diese beiden Wirkungspfade – informelle Sozialkontrolle durch die Erwachsenen einerseits, delinquente Einflüsse vorrangig durch Gleichaltrige andererseits – wurden, da sie unterschiedlichen Theorietraditionen zuzuordnen sind, häufig als konkurrierend wahrgenommen und bislang sehr selten gemeinsam untersucht. Angemessener erscheint es jedoch, diese Aspekte der sozialen Organisation von Wohnquartieren in einem wechselseitigen Zusammenhang zu sehen, wie dies James Coleman bereits in den 1960er Jahren getan hat, als er den Desorganisationsansatz auf die neu entstehenden Suburbs der amerikanischen Mittelschicht bezog. Je schwächer der Zusammenhalt und die kollektive Wirksamkeit der Erwachsenen, desto besser kann sich dadurch nach Coleman die (subkulturelle) Organisation der Jugendlichen entwickeln: „One result of the highly developed adolescent community and minimal adult community is a relative powerlessness of adults to control their children. [...] Thus there is a proliferation of community among the children, as community among parents desintegrates” (Coleman 1966: 705). Später hat Coleman (1988) diesen Gedanken zum Konzept der „intergenerational closure“ als einer Form des kollektiven Sozialkapitals weiterentwickelt.

Einen weiteren Wirkungsmechanismus hat William J. Wilson (1987, 1997, vgl. Friedrichs et al. 2003) in seinen sehr einflussreichen Büchern über die Verschärfung der Armut in den afro-amerikanischen Ghettos der US-Großstädte im Zuge der De-Industrialisierung beschrieben: Je seltener reguläre Arbeitsverhältnisse der erwachsenen Ghetto-Bewohner werden, desto mehr fehlen positive Rollenvorbilder für Jugendliche (und werden durch deviante Vorbilder ersetzt). Auf der individuellen Ebene könnte dieser Effekt sowohl anomietheoretisch, durch Frustrationen angesichts blockierter sozialer Chancen (Agnew 1999), als auch subkulturtheoretisch erklärt werden.

Erweiterungen des Theoriemodells werden erforderlich, wenn man berücksichtigt, dass Schulen einen weiteren und geographisch häufig nicht mit dem Wohnquartier deckungsgleichen Kontext darstellen, der für die Sozialisation von Jugendlichen zweifelsohne sehr relevant ist (Kauppinen 2008, Kirk 2009, Oberwittler 2007a, 2007b). Nicht anders als bei Wohnquartieren auch werden in Bezug auf Kontexteffekte von Schulen unterschiedliche Wirkungsmechanismen angenommen, nämlich in erster Linie Effekte der Schulorganisation, für die Schulleitungen und Lehrkräfte verantwortlich sind (Bradshaw et al. 2009, Payne et al. 2003), als auch Effekte der Beeinflussung durch Mitschüler (Fuchs und Schmalz 2010, Harris et al. 2002, Lo et al. 2011).

Eine weitere wichtige Ausdifferenzierung der Erklärungsansätze betrifft die zeitliche Dimension: Kinder und Jugendliche durchlaufen verschiedene Entwicklungsphasen, in denen der Charakter und die Intensität der Umwelterfahrungen sehr unterschiedlich sind und die Bedeutung der Eltern als Vermittler von und „Beschützer“ vor schädlichen sozialräumlichen Einflüssen tendenziell abnimmt (Ingolsby et al. 2006). Wikström und Sampson (2003) haben eine Unterscheidung zwischen kurzfristigen und langfristigen Effekten des Wohnquartiers vorgeschlagen: Während kurzfristige Einflüsse vor allem die aktuellen Gelegenheitsstrukturen für delinquentes Verhalten betreffen („ecological context of action“), werden

Städtische Armutsquartiere - Kriminelle Lebenswelten?

Studien zu sozialräumlichen Kontexteffekten auf

Jugendkriminalität und Kriminalitätswahrnehmungen

Oberwittler, D.; Rabold, S.; Baier, D. (Hrsg.)

2013, X, 312 S. 22 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-531-16976-7